

# Ein Abend im Zirkus K.

Taboris Collage „Unruhige Träume“ macht die Gedankenwelt Kafkas greifbar.

Der Theaterraum: ein großes, hell ausgeleuchtetes Wohnzimmer, in dem sich jeder Gast nach Gutdünken seinen Sessel suchen und seine Perspektive wählen kann. Die Bühne: ein Seilgeviert in der Art eines Boxringes, dessen hochaufragende Eckpfosten auch eine Käfigsituation andeuten. Und sobald der todgesichtige Clown Kosilo als stummer Zaungast am Rand der Handlung auftaucht, wird klar, daß die Spielfläche auch als Manege gesehen werden soll. Ein Zirkus also: Artisten, Raubtiere und andere atemberaubende Attraktionen.

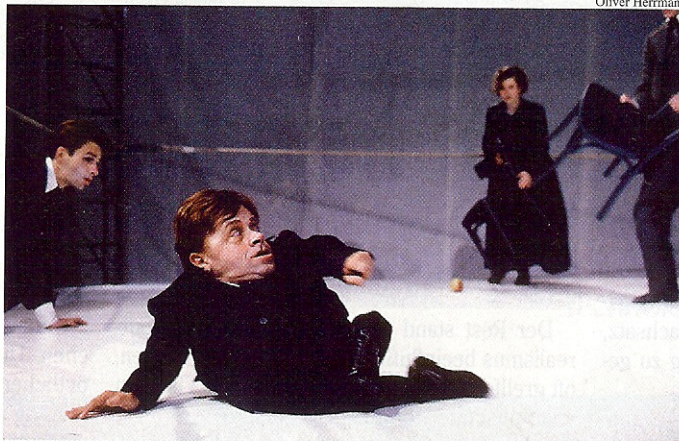
Kein schlechter Ort, um den Fall Franz K. zu verhandeln. Um Kafka, den prophetischen Gleichnisdichter und allen einengenden Interpretationen trotztenden Geschichtenkonstrukteur zu durchleuchten; um den verlorenen, verzweifelt um die Liebe eines verständnislos-sadistischen Vaters werbenden Sohn zu zeigen; den Juden, der mit den Traditionen der Väter so schwer zurechtkam, und den jungen Mann, den das sexuelle Verlangen und die verbotene Lust quälten. Von Entfremdung und Verweigerung erzählen Kafkas Texte, die auch seine Rückzugsgefechte thematisieren. „Weil ‚er‘ (der Vater) mich in der Welt, in seiner Welt nicht leben ließ“, schrieb Kafka in sein Tagebuch, strebe er danach, die Welt zu verlassen.

Das Theater bietet sich als idealer Platz an, um die Trennlinien zwischen dem Sein und der Schreibe sichtbar zu machen.

„Unruhige Träume“ heißt die von George Tabori virtuos gebaute Collage, in der Passagen aus dem „Urteil“, aus dem „Brief an den Vater“, der „Verwandlung“, dem „Hungerkünstler“ und „In der Strafkolonie“ zu einem motivischen Bilderbogen montiert werden. Manches erklärt sich an diesem Abend im Kasino am Schwarzenbergplatz, aber es geht nicht ums interpretierende Bebildern, vielmehr darum, szenische Entsprechungen zu finden. So ist das Stück, das Tabori nach Kafka geschrieben hat, auch eines über das Theater geworden, das nur dann wirklich trifft, wenn es weh tut: „Ich glaube, man sollte überhaupt nur Geschichten erzählen, die einen beißen und stechen; die auf uns wirken wie ein Unglück, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wälder verstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord. Wie eine Axt für das gefrorene Meer in uns“, sagt der jiddische Schauspieler Löwy (David Hirsch) an einer Bruchstelle von Taboris Kafka-Inszenierung, wenn die alpträumhafte Wirklichkeit im Finale in die allegorische Szenerie des Zirkus umkippt.

Von Martin Schweighofer

Das bedrohliche Summen unsichtbarer Insektenschwärme füllt die Luft, bevor sich die prototypischen Kafka-Kontrahenten zur ersten Runde im Ringkampf einfinden. Der Vater (Günther Einbrodt als dumpfer, rabiatere Kleinbürger), der Sohn (Tobias Langhoff: ein dürrer junger Mann, der schon rein körperlich kaum zur Gegenwehr fähig scheint), die Tochter (zickig: Therese Affolter), der stocksteife Prokurist (Florentin Groll, der seine Bösartigkeit hinter einem verkrampften Lächeln verbirgt). „Zwei Möglichkeiten: Sich unendlich klein machen oder es sein“, lautet der Satz mit dem sich der bleiche Langhoff nach dem ersten, fast tödlichen Schlagabtausch als Gregor Samsa verabschiedet. In einen Käfer verwandelt, kehrt er alsbald in der verkrüppelten Gestalt des Schauspielers Peter Radtke wieder.



Kafka im Kasino: Wenn der Alptraum Wirklichkeit wird

Daß Peter Radtke diese „Ungeziefer“ benannte Rolle spielt, ist natürlich nicht bloß ein billiger, sich rasch abnützendes Inszenierungs-Gag. Mit dem alle Normalitäts-Gläubigen in wunderbarer Weise beschämenden Auftritt des großen Schauspielers Radtke konkretisiert und vergegenwärtigt die Inszenierung, daß eine Verwandlung kein Hirngespinnst sein muß. Aber was ist schon normal? lautet die Frage, die sich mit jeder Szene in neuer Formulierung stellt: „Vielleicht geht es darum, daß die Schizophrenie keine Krankheit ist, sondern der normale Zustand der Menschen“, so Tabori kürzlich im WIRTSCHAFTSWOCHEN-Interview (16/92).

Es gibt magische, schreckliche Momente in dieser Aufführung, die zum Besten zählt, was in Wiens Theatern derzeit geboten wird: Wenn der Vater den Sohn zum Tod durch Ertrinken verurteilt und der blind gehorchend den Kopf in den

„Unruhige Träume“ im Kasino am Schwarzenbergplatz, nächste Vorstellungen: 7., 8., 9., 13., 14., 18. und 19. Mai, telefonische Auskünfte: 514 44/2959.

Wasserkübel steckt. Oder später, wenn die Schwester, angeekelt von diesem monströsen Insekt, das ihr bei jeder Gelegenheit unter den Rock kriecht und ihre Existenz zu zerstören droht, dieses Ding, aus dem die Stimme des Bruders spricht, anfleht, doch endlich zu krepieren. Mit großen, erstaunten Augen hört es Radtke und beobachtet zugleich panisch, wie der Vater bereits das Küchenmesser wetzt. Oder wenn David Hirsch, eine liebenswürdige Theatererscheinung mit weißem Seidenschal und sonorer Stimme, von der Foltermaschine erzählt, die den Verurteilten die Strafe ins Fleisch schreibt.

Die bildungsbürgerliche Beschaulichkeit wird oft und mit gezielter Provokationslust gestört: Wenn die Peter Radtke umringenden Kafka-Spieler etwa plötzlich „Krüppel haben so was Rührendes“ zu singen beginnen. Solche vorsätzlichen Verstöße gegen den sogenannten „guten Geschmack“ sind Tabori willkommene Mittel, um begreiflich zu machen, daß dieser Franz K. nicht bloß mit den Samthandschuhen der Literaturhistoriker angefaßt werden soll. Kafka ist bedrohlicher und aktueller als alles, was mit dem „kafkaesk“-Etikett beklebt derzeit im Kino läuft oder als Novität auf den Büchertischen feilgeboten wird.

Die raffiniert montierte Kafka-Collage ist reich beladen, fast schon überfrachtet mit Hin- und Querverweisen: Vom Oklahoma-Song, mit dem auch noch das Romanfragment „Der Verschollene“ herbeizitiert wird, bis zu diversen Tagebucheinträgen, die Taboris Inszenierung zu Metaphern verdichtet: „Wüten Gottes gegen die Menschenfamilie“ etwa hat Kafka nach der Lektüre der Geschichte des Sündenfalls notiert. Darin erklärt sich wohl, warum auf dem Spielboden anfangs Dutzende Äpfel herumkollern, die schließlich alle weggrollen oder weggeworfen werden, sodaß sie häßliche Löcher in den Papierwänden des Theaterraumes hinterlassen.

Taboris Inszenierung ordnet literarische Motive und biographische Fakten zu einem zwi-schen Alptraum und Wirklichkeit schwankenden Gedankenspiel, das, mit taborischer Weisheit und grellem Witz angereichert, eine faszinierende Kafka-Revue entstehen läßt.

Wer einen Platz im Zirkus K. (derzeit: Kasino am Schwarzenbergplatz) bucht, muß mit dem Schlimmsten rechnen. Die „Unruhigen Träume“ verfolgen einen noch, wenn man schon längst glaubt, sie abgeschüttelt zu haben. ■



Oliver Herrmann